

Arnold | Flügel-Martinsen | Mohammed | Vasilache [Hrsg.]

Kritik in der Krise

Perspektiven politischer Theorie
auf die Corona-Pandemie



Nomos

Schriftenreihe
Zeitgenössische Diskurse des Politischen
herausgegeben von

Prof. Dr. Andreas Hetzel
Prof. Dr. Oliver Flügel-Martinsen

Band 20

Wissenschaftlicher Beirat

Mathias Albert (Bielefeld), Robin Celikates (Berlin), Anna Geis (Hamburg), Charles Girard (Lyon), Ina Kerner (Koblenz-Landau), Regina Kreide (Giessen), Oliver Marchart (Wien), Stephan Moebius (Graz), Maria Muhle (München), Martin Nonhoff (Bremen), Dirk Quadflieg (Leipzig), Hartmut Rosa (Jena), Rainer Schmalz-Bruns † (Hannover)

Die Forschungsreihe versteht sich als Forum der Diskussion über Möglichkeiten und Grenzen des Politischen heute. Sie vereint Schriften aus der Politischen Theorie, der Politischen Philosophie, der Sozialphilosophie und der Soziologie. Ohne sich schulpolitisch festlegen zu wollen, verfolgen die Schriften der Reihe die Pfade eines antiessentialistischen, pluralistischen und radikaldemokratischen Denkens des Politischen, wie es sich seit der Mitte der 1980er Jahre vor allem in Frankreich, Italien, England und in den USA formiert hat. Das Themenspektrum der Bände erstreckt sich von dekonstruktiven über genealogische, agonistische, diskurs- und hegemonie-theoretische Ansätze bis in die Felder der Gouvernementalitätsstudien, des (Post-)Feminismus und der Postcolonial Studies. Die Reihe eröffnet eine konstruktive Kontroverse über die Diskurse des Politischen und sucht zugleich nach Perspektiven ihrer Weiterentwicklung.

Clara Arnold | Oliver Flügel-Martinsen
Samia Mohammed | Andreas Vasilache [Hrsg.]

Kritik in der Krise

Perspektiven politischer Theorie
auf die Corona-Pandemie



Nomos

We acknowledge support for the publication costs by the Open Access Publication Fund of Bielefeld University.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2020

© Clara Arnold | Oliver Flügel-Martinsen | Samia Mohammed | Andreas Vasilache (Hrsg.)

Publiziert von
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3-5 | 76530 Baden-Baden
www.nomos.de

Gesamtherstellung:
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3-5 | 76530 Baden-Baden

ISBN (Print): 978-3-8487-6998-8

ISBN (ePDF): 978-3-7489-1068-8

DOI: <https://doi.org/10.5771/9783748910688>



Onlineversion
Nomos eLibrary



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.

Inhalt

Einleitung: Kritisches Denken als gemeinsame Praxis <i>Clara Arnold und Samia Mohammed</i>	7
---	---

I. Neue Krisen in der Kritik

Warten auf die (neue) Normalität: Alltag als kritische Denkfigur politischer Theorie in der Coronakrise <i>Lea Caroline Jonas</i>	17
---	----

Verletzliche Freiheit? Zur Kritik neoliberaler Freiheitsverständnisse in der Corona-Krise <i>Samia Mohammed</i>	33
---	----

Zur Kriegsmetapher in der Corona-Krise <i>Malte Pasler</i>	49
---	----

Dies ist (k)ein Immunitätsausweis: Überlegungen zu Paradoxien in der Pandemie <i>Andreas Vasilache</i>	61
--	----

II. Kritik von Regierungstechniken in der Krise

Mundschutz oder mundtot? Corona-Krise als Ausnahmezustand für und durch die Demokratie <i>Demokrat Ramadani</i>	73
---	----

Das Corona-Dispositiv <i>Simon Duncker</i>	87
---	----

Angst Macht Vernunft. Zur politischen Rationalität der Coronakrise <i>Kristoffer Klement</i>	103
---	-----

<i>Disease X</i> und die gefährlichen Gewissheiten moderner Demokratien <i>Gerrit Tiefenthal</i>	117
---	-----

Inhalt

III. Krise als Brennglas

Wie man(n) sich die Welt erklärt –
Verschwörungstheorien und Männlichkeit 133

Nele Weiber

Syrien: Corona und nacktes Leben 151

Jamila Maldous

Fighting every Crisis?
Zum Zusammenhang von Corona- und Klimakrise 165

Noah Marschner

IV. Kritik im Krisenmodus

Zeit der Pandemie, Zeit der harten Wissenschaften?
Über einen fatalen Fehlschluss und die Perspektiven einer kritischen
politischen Theorie der Pandemie 183

Oliver Flügel-Martinsen

Was sich zeigt, wenn wir nicht mehr *da* sind:
Über die Frage von Präsenz 197

Clara Arnold

Autor*innenverzeichnis 209

Einleitung: Kritisches Denken als gemeinsame Praxis

Clara Arnold und Samia Mohammed

I. Warum Kritik in der Krise?

Kritik scheint angesichts der Coronapandemie den Atem anhalten zu müssen. Das Coronavirus, das sich binnen Wochen am Anfang des Jahres 2020 pandemisch über den Globus ausbreitete, stürzte die Welt in multiple Krisen. Diese begegnen uns damals wie heute in drastischen Bildern und Meldungen und verweisen auf die Verwundbarkeit menschlicher Gesellschaften. Dabei ist beispielsweise an den Pflegenotstand zu denken, der sich in schlechter Bezahlung und Unterbesetzung in der Pflegebranche zeigt, oder an eine Vielzahl systemrelevanter Berufsgruppen, deren Beschäftigte zu meist prekär arbeiten und dabei Tätigkeiten nachgehen, bei denen die Einhaltung physischen Abstands nicht möglich ist. Einen Großteil der Kosten der Pandemie scheinen diejenigen tragen zu müssen, auf die wir in besonderem Maße angewiesen sind. Zugleich ist die Ungleichverteilung von Leid und Tod an der Tagesordnung, wenn z.B. in den USA Afroamerikaner*innen weit überproportional an Covid-19 erkranken und häufiger sterben als Weiße oder wenn an den europäischen Außengrenzen Geflüchtete in Lagern festgesetzt und von der Gesundheitsversorgung ausgeschlossen werden. Denn: Der staatliche Schutz von Leben bedeutet immer nur den Schutz von einigen und nicht von allen. Während diese Phänomene oft nicht prominent als Krisen gedeutet werden, zeigt die Proklamation der Pandemie als Krise, dass derartige Deutungen das Ergebnis von Prozessen des Ein- und Ausschlusses sowie politischer Machtkonstellationen sind. Dieser Umstand sowie die beschriebenen Verhältnisse waren und sind kritikwürdig. Sie präsentieren sich uns im Zuge der Pandemie auf eindringliche Art und Weise als ungerecht und ausbeuterisch und weisen so gerade auf die Notwendigkeit einer *Kritik in der Krise* hin. Kritische politische Theorie dient dabei als Voraussetzung und Mittel, um (Herrschafts-)Verhältnisse zu verstehen und zu verändern, und interveniert zugleich als Teil politischer Praxis.

Doch auch die Beschreibung und Kritik der pandemischen Situation selbst steht vor bis heute nicht gekannten Schwierigkeiten: So stellt die Pandemie eine existentielle Bedrohung menschlichen Lebens und Zusam-

menlebens dar, weshalb nach unserem Eindruck im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs die kritische Reflexion gegenüber der unmittelbaren Pandemiebekämpfung als nachrangig zu gelten scheint. Dieser Eindruck wird verstärkt durch eine in der Krise weiter zunehmende Hegemonialisierung faktenbasierter, am naturwissenschaftlichen Erkenntnismodell orientierter (Sozial-)Wissenschaft, die Formen kritischer politischer Erkenntnisproduktion zurückdrängt. Erschwert werden die Ausgangsbedingungen für Kritik zudem durch krude und antisemitische Verschwörungsmymen von Wissenschaftsgegner*innen, die sich teils sehr öffentlichkeitswirksam als maßgebliche Kritiker*innen an staatlichen Coronamaßnahmen zu präsentieren suchen. Eigene Kritik läuft dadurch Gefahr, als grundsätzliche Delegitimierung von Krisenbewältigungspolitik missverstanden zu werden. Diese komplexe Gesamtkonstellation ergibt somit verschiedene Formen der Verschränkung von Kritik und Krise, die eine Kritik *in* der Krise geradezu herausfordern.

Wir möchten auf diese Herausforderung in und mit diesem Band durch drei spezifische Situierungen von Kritik in der Krise reagieren, die Ausgangs- und Produktionsbedingungen unserer Überlegungen darstellen. Erstens stellen wir fest, dass sich viele der analysierten Phänomene oder Eindrücke in den Wochen veränderten, in denen wir über sie schrieben. Die historische Bedingtheit von kritischer (Gesellschafts-)Theorie, wie sie in dieser Erfahrung zum Ausdruck kommt, ist aber nicht nur ein Problem, sondern vielmehr ein konstitutives Element ihrer selbst. Im Sinne der Kritischen Theorie und ihrer zentralen Einsicht, dass die Wahrheit selbst einen Zeitkern hat, stellt dies also kein wirkliches Hindernis dar: Vielmehr zeigt sich so, dass Kritik immer wieder aktualisiert werden muss und sich ebenso wie die gesellschaftlichen Verhältnisse – jedoch nicht unbedingt im Einklang mit ihnen – beständig verändert (vgl. Geuss 2019: 348). Wir situieren unsere Überlegungen also historisch in den ersten Monaten der Pandemie, was auch bedeutet, dass sie in erster Linie Entwicklungen und Phänomene dieser Zeit reflektieren und verhandeln.

Zweitens hat die Krise auch uns Autor*innen neu situiert und auf andere Plätze verwiesen. Denn sie hat vor unserem Alltag und unserem gemeinsamen Ort, in diesem Fall der Universität Bielefeld, keinen Halt gemacht. Zwischen Normalitätserhaltung und Ausnahmezustand wurde auch unser bisheriger *Alltag* als Studierende, Promovierende und Lehrende durcheinandergeworfen. Unser seit dem Sommersemester 2019 bestehendes Kolloquium zu kritischer politischer Theorie konnte plötzlich nicht mehr in gewohnter Form stattfinden und so gestalteten wir es zu einer digitalen Textwerkstatt um. Dass das *anders* werden würde, war uns von vornherein bewusst, denn seit Anbeginn waren unsere Treffen von lebhaften Diskussio-

nen und dem persönlichen Kontakt in der Gruppe geprägt. Als uns klar wurde, dass dieser Austausch nicht vollständig ins Digitale übertragbar war, ohne enttäuscht zu werden, schien uns die gemeinsame Arbeit am Text als eine sinnvolle Alternative. Nicht nur das gemeinsame Interesse an kritischer politischer Theorie vereint uns, sondern auch die Erfahrung, dass die Beteiligung unterschiedlicher wissenschaftlicher Statusgruppen mit studentischen Perspektiven in der Mehrheit für das Diskutieren und Kommentieren nicht nur fruchtbar, sondern für uns mittlerweile auch unverzichtbar geworden ist. Diese Multiperspektivität prägt auch den vorliegenden Sammelband, der nicht zuletzt aufgrund unterschiedlicher Erfahrungen im wissenschaftlichen Betrieb eine diverse Sammlung von Überlegungen zur aktuellen Situation darstellt.

Und drittens ist dieses Projekt nicht im luftleeren Raum entstanden: Es ist als Ganzes situiert innerhalb neoliberaler Bedingungen der Wissensproduktion. So ist der Produktivitätsdrang und -zwang, der akademische Kreise nach ersten krisenbedingten Momenten der Schockstarre wieder mit voller Wucht erfasste, durchaus selbst einer Kritik zu unterziehen. Denn er steht unter neoliberalen Vorzeichen und trägt zu dem bei, was als Normalität oder Standard sogar noch im Ausnahmezustand gilt. Dabei muss immer auch berücksichtigt werden, *wer* in der Krise diesem Standard überhaupt gerecht werden kann. Gleichzeitig ist dieser Drang mitunter als Krisenbewältigungsmodus und Möglichkeit zu verstehen, sich denkend und schreibend zwar nicht der Illusion hinzugeben, der Krise irgendwie souverän gegenüberzustehen, so jedoch zumindest ein Stück Handlungsfähigkeit aus der Ohnmacht zurückzugewinnen. Darüber hinaus versuchen wir damit unserer selbstgewählten oder zugeschriebenen gesellschaftlichen Rolle als Wissenschaftler*innen gerecht zu werden und der Welt tätig beizuwohnen.

In dieser ambivalenten Situation hat uns das gemeinsame Buchprojekt in den vergangenen Monaten in vielerlei Hinsicht motiviert und beim Nachdenken unterstützt. In mehreren Runden haben wir in der gesamten Gruppe unsere ersten Textentwürfe in Peer-Review gelesen, kommentiert und diskutiert, uns angeregt und ermutigt, Ideen weiterzuverfolgen, unsere Argumente trotz eigener Unsicherheiten stark zu machen und im Licht der Coronakrise die Themen zu beleuchten, die uns am Herzen liegen oder durch die Krise besondere Dringlichkeit erlangt haben.

Daraus ist für uns die Möglichkeit entstanden, kritisches Denken als *gemeinsame Praxis* auch in der Krisensituation nicht aufzugeben. So stehen am Ende der Arbeit an diesem Sammelband und am Anfang neuer Diskussionen 13 Beiträge einer Kritik in der Krise, die wir im Folgenden thematisch systematisiert vorstellen.

II. Zum Aufbau des Bandes

Mit den im Folgenden versammelten Beiträgen wird keine einheitliche Theorielinie oder -perspektive verfolgt – vielmehr ist es gerade die Multiplizität von Perspektiven, Zugängen und auch Modi des Schreibens, die den vorliegenden Band auszeichnen. Dennoch häufen sich die Motive von Ambivalenz und Vieldeutigkeit in der Beobachtung und Beschreibung der Krise. Das Aufgreifen von Phänomenen, diskursiven Anrufungen und Ereignissen erfolgt oftmals in Form von Befragungen und kritischen Infragestellungen. Dabei verbleiben einige Beiträge im Modus der Kritik, während andere sich auf die Suche nach Antworten auf die Krise begeben. Im Versuch einer Systematisierung folgt der Aufbau dieses Bandes vier unterschiedlichen Verschränkungen von Kritik und Krise, die im Folgenden einzeln vorgestellt werden.

(1) Den inhaltlichen Einstieg machen vier Texte, die sich mit Phänomenen auseinandersetzen, die erst durch die Coronapandemie in ihrer in den Beiträgen verhandelten Form zutage getreten oder für die Schreibenden relevant geworden sind. Erscheint uns die Krise einerseits als Zuspitzung bestehender Problematiken, fördert sie andererseits gleichzeitig ganz neue Fragen zutage, die so zu Fragen *der Coronazeit* werden und sich als historisch-spezifische Ausdrücke dieser Situation deuten lassen.

Der erste Beitrag des Bandes von *Lea Caroline Jonas* setzt sich mit der diskursiv vermittelten Vorstellung einer ‚Rückkehr zur Normalität‘ auseinander. Dabei bezieht sich Jonas maßgeblich auf Brigitte Bargetz’ kritische Theorie des Alltags und zeigt, dass Alltag – verstanden als kritischer Erkenntnisgegenstand – einen Zeit-Raum der gesellschaftlichen Entscheidung(en) verkörpert, der durch seinen nicht-dichotomisierenden Charakter das Potential für das Einfordern politischer Lösungen der Krise birgt.

Die Veränderungen unserer vermeintlichen Normalität durch die Maßnahmen der Pandemiebekämpfung werden unter anderem danach beurteilt, wie stark sie die individuelle Freiheit einschränken. Der Beitrag von *Samia Mohammed* stellt die Privilegierung eines primär negativen Freiheitsverständnisses im Kontext der Krisenbewältigung anhand von vier problematisierten Gesichtspunkten kritisch infrage: dem Ausblenden (kollektiver) Vulnerabilitäten; dem Rückgriff auf einen methodischen wie normativen Individualismus; der Vorstellung, dass wir mit der Rückkehr in einen vermeintlichen Normalzustand nach der Krise auch die Freiheit zurückgewinnen; sowie der Verschränkung negativer Freiheit mit dem Neoliberalismus.

Einige der einprägsamsten Formulierungen, die Eingriffen in den Alltag der Menschen durch Maßnahmen und Einschränkungen politisch Legiti-

mation verschaffen, bedienen sich Kriegsmetaphorik. Deren Verwendung seitens der französischen, britischen, US-amerikanischen und – mit Abstrichen – der deutschen Regierung problematisiert *Malte Pasler* in seinem Essay, indem er zeigt, dass der Rückgriff auf Kriegsmetaphern zunächst zwar naheliegend erscheinen mag, jedoch u.a. einer autoritären Auffassung von Politik Vorschub leistet.

Andreas Vasilache beschließt diesen Abschnitt mit Überlegungen zum Immunitätsausweis, in dessen Einführung er ein Beispiel für die in der Coronakrise beobachtbare Spannung zwischen Legalität einerseits und exekutiver wie privatrechtlicher Faktizität andererseits erkennt. Dabei diskutiert er die auf den ersten Blick paradoxe Gleichzeitigkeit von legislativer Zurückweisung der Institutionalisierung eines Immunitätsausweises und der faktischen Etablierung unterschiedlicher Formen informeller Immunitätsausweise.

(2) Regierungsseitige Maßnahmen der Krisenbewältigung und des Bevölkerungsschutzes wurden schnell breitenwirksam als ‚biopolitisch‘ gedeutet. Damit wurde häufig auch eine Kritik am Zugriff auf oder der Verwaltung von Körpern durch staatliche Institutionen intendiert. Doch welche Aussagekraft hat dieses Label im Kontext der Coronakrise überhaupt? Aus kritisch-politischer Perspektive drängt sich die Frage auf, *wie* wir in dieser ‚Zeit der Exekutive‘ regiert werden – und das nicht nur von staatlich-souveräner Seite – und was daran aus welcher Perspektive zu problematisieren ist. Vier Beiträge unterziehen unter Zuhilfenahme politiktheoretischer Begriffsapparate (Ausnahmestand – Biopolitik – Ideologie – Demokratie) krisenpolitische Regierungstechniken einer kritischen Analyse.

Der erste Beitrag von *Demokrat Ramadani* versucht, die Coronapandemie als Ausnahmestand zu deuten. Dabei arbeitet er mithilfe einer radikal-demokratischen Befragung drei Typen des Ausnahmestandes heraus: den Ausnahmestand *gegen* die Demokratie als Überführung einer demokratischen Ordnung in eine Diktatur, den Ausnahmestand *für* die Demokratie als temporäre Modifikation demokratischer Institutionen und den Ausnahmestand *durch* die Demokratie als Revitalisierung der Demokratie aus sich selbst heraus.

Simon Duncker zieht als Gegenkonzept zur pauschalen Subsumption staatlicher Pandemiopolitik unter den Begriff der Biopolitik ein differenzierteres Begriffsrepertoire heran, um die Coronamaßnahmen zu deuten. Er ordnet diese dabei gemäß ihrer Regierungsrationalitäten den Machtformen Foucaults zu und zielt so darauf ab, das Zusammenspiel der aufgegriffenen Regierungstechniken als *Corona-Dispositiv* zu beschreiben.

Die beiden darauffolgenden Aufsätze dieses Abschnitts vertreten aus unterschiedlichen Perspektiven die Ansicht, dass die Coronapandemie bzw. die seither getroffenen Maßnahmen nur wenig überraschend sind.

Von dieser Beobachtung ausgehend arbeitet *Kristoffer Klement* heraus, dass die deutsche Coronapolitik als Ausdruck einer bewährten Krisenlogik verstanden werden kann, in der Angstideologien die Autorität einer funktionalen Schutzvernunft für politisches Handeln stärken. Diese untergräbt wiederum im demokratischen Gewand Ansprüche politischer Selbstregierung.

Gerrit Tiefenthal folgt in seinem Beitrag der noch grundlegenden Annahme, dass der Ausbruch der Pandemie selbst keineswegs unerwartet geschah. Dass dennoch entsprechende Präventionsmaßnahmen nicht im nötigen Umfang getroffen wurden, sondern, im Gegenteil, die Bedingungen für eine solche Pandemie eher noch verbessert wurden, liegt seiner Argumentation zufolge daran, dass westliche Demokratien Pfadabhängigkeiten folgen, die sie als alternativlos präsentieren.

(3) Im dritten Teil des Bandes versammeln sich Beiträge, die allesamt die Krise als etwas beschreiben, das auf bereits länger bestehende Missstände hinweist. Dabei spitzt die Coronapandemie diese Krisen (national – international – global) besonders zu. Sie wirkt förmlich als Brennglas für gesellschaftliche und politische Verhältnisse, die in den Beiträgen unterschiedlichen Kritiken unterzogen werden.

Den Auftakt macht hier *Nele Weiber*, die das Verhältnis von Männlichkeit und Verschwörungsmythen im Kontext der Pandemie analysiert. Dabei zeigt sie, dass die diagnostizierte Krise der Männlichkeit, die mit multiplen, in der Krise verstärkten Verunsicherungserfahrungen einhergeht, das Suchen nach einfachen Erklärungen in Verschwörungen begünstigt.

Dass die Pandemie auch andernorts wütet, ist schon begrifflich evident – der Beitrag von *Jamila Maldous* führt uns dies am konkreten Beispiel Syriens vor Augen. Sie arbeitet mithilfe der Theorie Giorgio Agambens heraus, dass die Coronapandemie die Produktion nackten Lebens in dem von Kriegen gezeichneten Land dramatisiert und verschärft.

Auch die globale Perspektive, die *Noah Marschner* daran anschließend einnimmt, zeigt, dass bereits vor Einbruch der Coronakrise multiple andere Krisen auf der ganzen Welt herrschten. Marschner untersucht den spezifischen Zusammenhang von Corona- und Klimakrise und kritisiert sowohl die starre Gegenüberstellung als auch die einfache Gleichsetzung beider Krisen. Dem wird ein Appell für ein integratives Vorgehen gegen multiple sozial-ökologische Krisen entgegengestellt, das statt einer Rückkehr zur ‚Normalität‘ eine Systemtransformation erforderlich machen würde.

(4) Der letzte und vierte Teil des Bandes nimmt die bereits thematisierte selbstreflexive Diagnose zum Ausgangspunkt, dass Kritik selbst im Zuge der Coronapandemie in einer Krise steckt.

Dabei fragt *Oliver Flügel-Martinsen*, ob das naturwissenschaftliche Erkenntnismodell in Zeiten der Pandemie alternativlos geworden ist. Entgegen diesem Eingangsverdacht meldet er bleibenden Bedarf an einer kritischen politischen Theorie der Pandemie an, die über das Paradigma harter Wissenschaftlichkeit hinausdenken muss, da es gerade jetzt starke Gründe dafür gibt, objektivitäts- und wahrheitsskeptisches Denken wachzuhalten.

Der letzte Beitrag des Bandes von *Clara Arnold* lenkt den Blick auf die Bedeutung von Präsenz im universitären Kontext. Die Erfahrung der körperlichen Abwesenheit der ersten Monate seit Beginn der Pandemie weist darauf hin, dass es dabei um mehr als die Frage der Digitalisierung von Hochschulen geht. So zeigt Arnold, dass Präsenz – verstanden als Weltverhältnis – Grundbedingung politischen Einspruchs ist.

Literaturverzeichnis

Geuss, Raymond. 2019. Normativität in der Kritischen Theorie der Politik. In: Ulf Bohmann/Paul Sörensen (Hrsg.), *Kritische Theorie der Politik*. Berlin: Suhrkamp, S. 348-363.

I. Neue Krisen in der Kritik

Warten auf die (neue) Normalität: Alltag als kritische Denkfigur politischer Theorie in der Coronakrise

Lea Caroline Jonas

I. Einleitung

Im Rahmen der Coronakrise ist aufgrund der Kontaktverbote im öffentlichen Raum ein Rückzug in das häusliche Umfeld, in das Private zu beobachten. Aussagen wie: ‚Erst wenn es einen Impfstoff gibt, können wir zur Normalität zurückkehren‘, begleiteten nicht nur den Lockdown, sondern sind auch in der Debatte um die Lockerungen immerzu präsent. Vor dem Hintergrund einer kritischen politischen Theorie, die eine Denkfigur des Alltags erarbeitet (vgl. Bargetz 2016), welche im Verlauf dieses Textes zur Analyse und Kritik der gegenwärtigen Situation fruchtbar gemacht werden soll, ist es die Alltäglichkeit des Alltags, die, wenn auch nicht in ihrer Gänze, suspendiert scheint.

Ein zeitgenössisches politiktheoretisches kritisches Krisendenken im Kontext der Coronakrise „[darf] nicht reduziert werden [...] auf eine ‚Geschichte des Königs [...]‘ (Grossberg 2010: 22) seiner ‚bösen Berater [...]‘ (ebd.) sowie seines ‚selbstsüchtigen Adels (Kapitalisten)‘ (ebd.); vielmehr [muss] es auch um die ‚wirklichen Menschen‘ (ebd.) gehen“ (Bargetz 2016: 183). Zudem ist mit Rückgriff auf Robert K. Merton festzuhalten, dass sich die Soziolog*innen „solange [sic; Anm. L.C.J.] sich [...] auf die Untersuchung der manifesten Funktionen *beschränken*, [...] sich ihre Forschung eher von den praktischen Männern der Tat vorgeben lassen [...] als von den theoretischen Problemen, die den Kern der Disziplin ausmachen“ (Merton 1995: 63; Herv. i. O.). Mertons Plädoyer für die soziologische Untersuchung der latenten Funktionen muss, so schlage ich vor, gerade im Rahmen einer politiktheoretischen Auseinandersetzung mit der Coronakrise als ein Plädoyer für eine Beschäftigung mit der Latenz des Alltags gedeutet werden.

Das Erkenntnisinteresse dieses Textes richtet sich auf eine Befragung des Diskurses über die Vorstellung von einer Rückkehr zur Normalität nach der Coronakrise, welcher in die diskursive sowie mithin tatsächliche alltägliche Praxis des Zuhausebleibens eingelassen ist. Ich werde argumentieren,

dass der Alltag in der Coronakrise ein wertvoller politiktheoretischer Erkenntnisgegenstand ist und das Private, insbesondere in seiner Gestalt eines staatlich verordneten Rückzugsorts, in vielschichtiger Weise politisch ist. Mit Rückgriff auf ein ausgewähltes Begriffsrepertoire aus der politischen Theorie des Alltags von Brigitte Bargetz (II.) möchte ich vorschlagen, den Rückzug in das Private zunächst im Hinblick auf seine *Gewordenheit* zu betrachten (III.), um sodann den eingangs dargelegten Diskurs einer kritischen Analyse und Befragung zu unterziehen. Daran anschließend (IV.) möchte ich zeigen, dass der Alltag im Kontext des Lockdowns einen zentralen politiktheoretischen Erkenntnisgegenstand von Kritik verkörpert.

II. Alltag als kritische politiktheoretische Denkfigur

Aussagen, die im Kontext der Coronakrise konstatieren, dass das Virus die Welt anhalte, sie womöglich teilweise entschleunige (vgl. Rosa 2020) erweisen sich als zu eindimensional, um sie an den Anfang einer kritischen Gesellschaftsanalyse zu stellen. Anstatt unter anderem Begriffe des Anhaltens (vgl. ebd.) zu verwenden, scheint mir die Beschreibung, dass wir uns auf unbestimmte Zeit in einer Art *Warte-Raum* befinden, dahingehend wertvoll, als dass diese auf das begriffliche und mithin konzeptionelle Potential des *Wartens* im Kontext einer kritischen Analyse verweist. Daher verstehe ich in diesem Text das *Warten* als ein Sinnbild, das durch das theoretische Begriffsrepertoire des Alltags als ambivalentes wissenschaftliches Konzept inspiriert ist (vgl. Bargetz 2016: 129ff.). Der Begriff des *Wartens* soll als ein metaphorisches begriffliches Derivat des Alltags und als ein spezifischer Praxisbegriff fungieren. *Warten* kann kollektiv geschehen, aber auch auf eine individuelle Praxis verweisen. *Warten* kann ein triviales Zwischenstadium im Fluss alltäglicher Erledigungen umfassen, aber auch das *Abwarten* eines schwerlich zu überstehenden Zustandes beschreiben. Wer *wartet*, kann zögerlich sein oder ungeduldig, unpolitisch oder strategisch. *Warten* als gesellschaftliche Praxis in der Coronakrise ist mithin von emotionaler oder affektiver Relevanz und kann Reaktivität, Passivität, Unsicherheit und Furcht, aber auch einen Ausdruck von Rücksicht und damit Solidarität verkörpern. Außerdem kann *Warten* die Dimension des *Erwartens* als eine Antizipation zukünftiger Entwicklungen beinhalten und somit einen inneren Vorstellungs- und Möglichkeitsraum erschließen. Ausgehend von diesem metaphorisch zu verstehenden Containerbegriff des *Wartens* wäre folglich die Diagnose einer partiellen „Entschleunigung“

(Rosa 2020) in der Coronakrise eine kontingente Ausprägung dieses gesellschaftlichen *Warte-Zustandes*.

Ist der Alltag „everywhere, yet nowhere“ (Felski 2000 zit. nach Bargetz 2016: 91) und unterliege daher als Denkfigur einer Art Unrepräsentierbarkeit (vgl. Bargetz 2016: 206), so ist auch das *Warten* in der Coronakrise niemals in seiner Totalität erfassbar. Die kritische Begriffskategorie des *Wartens* in einer politiktheoretischen Auseinandersetzung mit der Coronakrise muss zudem analog zu Bargetz' Annahme verstanden werden, dass Alltag als Problem zu begreifen ist (vgl. ebd.: 32). Ist Kritik ein „Gerüst, um unsere Zeit zu verstehen“ (Barthes 1964 zit. nach Bargetz 2016: 192), so ist der Alltag laut Bargetz nicht nur Zielobjekt, sondern auch Instrument dieser Kritik (vgl. Bargetz 2016: 192). Eine kritische politische Theorie des Alltags dürfe sich nicht in Beschreibungen erschöpfen, sondern müsse „über den Alltag Ausschlüsse, Leerstellen und Dethematisierungen“ (ebd.: 193) in eine Benennung überführen (vgl. ebd.). Werde der Alltag als ambivalenter Einschreibungsort der gesellschaftlichen Machtverhältnisse erkannt, so sei dieser aus der Perspektive der Kritik ein „politischer Kampfplatz“ (Haug 1994 zit. nach Bargetz 2016: 194).

1. Der Alltag und das Wiederkehrende

Henri Lefebvre konstatiert in seiner Theoretisierung der Wiederholung als Denkfigur des Alltags: „Die Theorie des Werdens trifft auf das Rätsel der Wiederholung“ (Lefebvre 1972: 32). Laut Bargetz verdeutlicht er mit diesem Postulat, dass es ein Trugschluss ist, die Wiederholung als evident und mithin offensichtlich zu klassifizieren (vgl. Bargetz 2016: 106). Eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Alltag, insbesondere eine Kritik des Alltagslebens mit Rückgriff auf Lefebvre, fokussiert einerseits Modi des Zyklischen (vgl. Lefebvre 1987: 301ff.) und identifiziert andererseits „Modalitäten der *Wiederholung* (*répétition*)“ (ebd.: 389; Herv. i. O.). Ein neuer Zyklus, der sich niemals „in rigoroser Strenge“ (ebd.: 302) reproduziere, finde seine Initiation stets in einem bereits existierenden Zyklus (vgl. ebd.). Die zudem wesentliche Erkenntnis, dass die Modifikation dem Modus der Repetition inhärent ist, gründet, so Bargetz, in der beständigen Modifikation der einzelnen Wiederholungen in der Zeit (vgl. Bargetz 2016: 106). Die Erforschung des Wiederkehrenden mache letztlich die (Re-)Produktion der gesellschaftlichen Verhältnisse verständlich (vgl. Lefebvre 1972: 31). Denn die einerseits subjektive sowie andererseits strukturelle „relative Gewissheit einer täglichen Wiederkehr“ (Bargetz 2016: 109), ermögliche es, „die Gesellschaft auch zu verwalten“ (ebd.). Insbesondere

die „Figur der Entscheidung als Tat-Handlung“ (ebd.: 117) lenke den Fokus auf die Subjekte und zeige die vollumfängliche Bedeutung des Alltags auf (vgl. ebd.). So würden die Ambivalenzen¹ des Alltags durch den „epischen Augenblick der Entscheidung“ (Lefebvre 1987: 30) und mithin durch die „Notwendigkeit des Urteils“ (ebd.: 31) hervortreten (vgl. ebd.: 30f.).

In der Konsequenz schlägt Bargetz vor, alltägliche Repetition und Entscheidung als Sicherung und Verfestigung von Macht- und Ungleichheitsverhältnissen zu begreifen, die „die konkreten Möglichkeiten der Einzelnen“ (Bargetz 2016: 109) beeinflussen (vgl. ebd.). Dennoch hält das Alltagsleben nach Lefebvres Auffassung eine Möglichkeit der Öffnung bereit (vgl. Lefebvre 1972: 256ff.). Denn so könne es sich für „widerständige und mitunter utopische Impulse“ (Bargetz 2016: 124) zugänglich zeigen (vgl. ebd.).

2. *Das Imaginäre und der Wunsch*

Bargetz identifiziert in Henri Lefebvres Theoretisierung des Alltags zwei wesentliche Konzepte, das *Imaginäre* und den *Wunsch* (vgl. Bargetz 2016: 124). Laut Lefebvre ergibt sich die Bedeutung des Imaginären aus seinem Verhältnis zur praktischen Alltäglichkeit (vgl. Lefebvre 1972: 128). Die Rolle des Imaginären sei dementsprechend, „die Vorherrschaft der Zwänge, die schwache Aneignungskapazität, die Schärfe der Konflikte und die ‚wirklichen‘ Probleme [zu] maskieren“ (ebd.; Herv. i. O.). So verdeutlicht Lefebvre, dass immer dann, wenn reale Lösungen unerreichbar werden, diese von einer Überlagerung durch fiktive Lösungen betroffen sind (vgl. ebd.: 126).

Bargetz lässt in ihren Ausführungen erkennen, dass sie von dieser schwerpunktmäßig pessimistischen Lesart des Imaginären als einen „passivierenden Eskapismus“ (Bargetz 2016: 124) abweichen möchte (vgl. ebd.).

1 Bargetz erfasst Ambivalenz im Rahmen ihrer Lefebvre-Rezeption anhand der „Formel: Ambivalenz = Ambiguität + Entscheidung“ (Bargetz 2016: 113). Der Zweideutigkeit (*ambiguïté*) wohne eine provisorische Indifferenz inne (vgl. Lefebvre 1987: 476). Wohingegen die Ambivalenz den Subjekten die Notwendigkeit der Entscheidung aufzeige, die die Ambiguität beende (vgl. Bargetz 2016: 116). Die Ambivalenz enthalte „einen Konflikt [...] zwischen Gefühlen, Personen oder Repräsentationen“ (Lefebvre 1987: 476), der dem Subjekt in der alltäglichen Praxis bewusst werde (vgl. ebd.). Im Moment der Entscheidungspraxis werde dieser gewissermaßen im „Dilemma der Tat“ (vgl. ebd.: 481) erkenntlich (vgl. ebd.).

Sie geht vielmehr von einer Verschränkung der realen und der fiktiven Lösung aus, sodass es die Aufgabe des Imaginären sei, das „konkrete, praktische Eingreifen“ (ebd.: 125) zu inspirieren und somit als kreative, „(mitunter politische) Kraft“ (ebd.) praktische Aneignungen hervorzubringen (vgl. ebd.: 124f.). Bargetz zeigt zudem auf, dass sich Lefebvres Praxisbegriff nicht nur durch ein imaginäres Element, sondern auch durch ein affektives Element auszeichnet (vgl. ebd.: 125). Laut Lefebvre können affektive Investitionen „das Imaginäre verstärken oder sich in einer Aneignung verkörpern“ (Lefebvre 1972: 125). Bargetz legt dar, dass der spezifischen Form der Aneignung im Wege affektiver Stimmungen ein politischer Gehalt zukommen kann, wenn diese als eine Art Motor fungieren (vgl. Bargetz 2016: 125). Die Aneignung erfordere gerade nicht, dass ein spezifisches „potentielles ‚elsewhere‘“ (ebd.; Herv. i. O.) Gegenstand der Antizipation werde (vgl. ebd.). Das Imaginäre sei daher nicht zwingend als emanzipativ zu verstehen (vgl. ebd.). Dennoch biete es eine Projektionsfläche, die es erlaube, sich der Realität teilweise zu entziehen und auf diesem Wege eine verändernde Kraft zu entfalten und stehe folglich für die Möglichkeit politischen Handelns (vgl. ebd.). Ergänzend zur Begrifflichkeit des Imaginären konzipiert Lefebvre den Begriff des Wunsches. Dieser sei nicht vom Zwang, sondern von der Aneignung abhängig (vgl. Lefebvre 1972: 236) und wiedere setze sich dem Zwang daher als „etwas Unreduzierbares“ (ebd.: 105).² Denn „wenn man [den Wunsch; Anm. L.C.J.] durch zwingende Verfahren stimulieren will, flieht er zum Imaginären“ (ebd.: 236).

3. Die affektiv-materielle Dimension des Alltags

Bargetz intendiert eine „Emotionalisierung des Politischen“ (Bargetz 2016: 239), indem sie Affekt und Emotion zugleich als politisch und sozial be greift (vgl. ebd.: 241). Insbesondere Wut identifiziert sie als „einen politischen Erkenntnismodus und einen potentiellen Motor des Politischen“

2 Um zu ermitteln, ob die *Erwartungen* im Kontext der Coronakrise als *Wunsch* bzw. als das *Imaginäre* zu qualifizieren sind, wäre zu fragen, inwieweit sie in ihrer Essenz als nicht korrumpierbar gelten können. Der Ansatzpunkt einer solchen Überlegung ergibt sich m.E. aus der Bargetzschen Lesart von Lefebvres Abgrenzung des *Wunsches* gegenüber dem *Bedürfnis*. Zur Bedeutung des Begriffs des *Bedürfnisses* und seiner Verhältnisbestimmung gegenüber dem *Wunsch* in Bargetz politischer Theorie des Alltags, siehe Bargetz 2016: 125f.